

(Nachdruck verboten.)

## 84) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Als die Geschichte zu Ende war und die Geisterchen wieder nach allen Himmelsrichtungen auseinanderfielen, sprach er:

„Nun paßt aber mal auf, was jetzt kommt!“

Sie waren plötzlich still.

Mit geheimnisvollen Mienen ging Asmus an einen Schrank.

„Was ich wohl hier im Schrank habe!“ sagte er.

„Frühstück!“

„Nein.“

„Schokolade!“

„Nein.“

„'n Bilderbuch!“

„Nein. In diesem Schrank hab' ich einen Vogel; wenn man den streichelt, dann singt er.“

„Dooh — laß ihn mal raus!“ riefen einige.

„Ja, ich will ihn mal herauslassen.“ Er öffnete den Schrank und nahm einen Geigenkasten heraus.

„O, ich weiß, Herr Lehrer, ich weiß!“ riefen ein paar Ge-

sichte. „Pst! Nichts verraten! Das ist das Vogelbauer. Paßt gut auf, daß er nicht herausfliegt,“ sagt er zu den Nächsten, und sie spreizten die Händchen und öffneten die Mäulchen, als wollten sie den Flüchtling mit Mund und Händen auffangen. Die Hintenstehenden stiegen auf die Tische und reckten die Häse. Asmus öffnete den Kasten und nahm Geige und Bogen heraus.

„Hurra — hallo,“ schrien sie alle; aber dann wurden sie noch stiller als zuvor, und nun hatten alle die Schnäbel offen. Asmus setzte den Bogen an und spielte einen raschen Lauf vom kleinen g bis zum dreigestrichenen.

Da waren sie plötzlich wie „voll süßen Weins“, sie gingen über Tische und Bänke, hupsten, sprangen und faßten sich an und tanzten.

„Was soll ich nun 'mal spielen,“ fragte Asmus.

„Ach, was mußte er da für Erfahrungen machen! Einige nannten ein paar Spiellieder, die sie in einem Kindergarten gelernt hatten; die meisten aber nannten Gassenhauer und Operettenmelodien, die auf die Drehorgel gekommen waren. Ein richtiges, gutes Volkslied nannte nicht einer; denn das deutsche Volkslied wird im deutschen Hause nicht mehr gesungen.“

Asmus erzählte ihnen von dem Häslein, das der Jäger totschießen wollte, und dann sang er:

Als der Mond schien helle,  
kam ein Häslein schnelle,  
Suchte sich sein Abendbrot,  
Du, ein Jäger schoß mit Schrot.

Er sang, wie das Häslein den Mond hat, sein Licht auszulöschen, und wie es dem Jäger entkam.

Häslein ging zur Ruhe,  
Zog aus Rod und Schuhe,  
Legte sich ins weiche Moos,  
Schlief wie auf der Mutter Schoß.

und die Lieblichkeit von Wort und Weise, die Unschuld der Kindertage, da er sie zuerst gesungen, die Schönheit der Stunden, da er sie bei Meister Bruhn gehört und gegeist, und die saugende Andacht all dieser reinen Augen, die durstig an seinen Lippen hingen, überströmten sein Herz mit einem so überichwenglichen Glück, daß ihm die Augen feucht wurden.

„Nun will ich's einmal spielen,“ sprach er und spielte das Lied.

„Wollt Ihr jetzt 'mal mitsingen?“

Zubelnd ergriffen sie diesen Vorschlag.

Und alle sangen sie mit. Ei, ei, ei, war das eine Musik! Es klang noch ganz furchtbar. Aber sie fanden es schön, und am eifrigsten sang Peter Brandenburg, dessen Gehör und Stimme nur einen einzigen Ton hatten, und der klang wie das Surren einer Hummel, die man in eine Schachtel eingesperrt hat.

„Wer will mir nun 'mal was vorsingen?“ fragte Asmus. Manche getrauten sich nicht; aber die meisten hielten mit ihrem Talent nicht zurück und sangen frisch von der Leber weg.

„Denke Dir, mein Liebchen,  
Was ich im Traume geseh'n“

oder

„Dat Scheunste, wat man hett,  
Dat is so'n Zigaret!“

oder

„Ach, mein Schreck, ach, mein Schreck!  
Meine teure Gulda ist weg!“

nein, so viel Asmus auch horchte und forschte und hoffte, er hörte nichts Gutes, Schönes, Gesundes. Wohl aber begann ein Bürschlein frisch und frei ein ausgesprochenes Totenlied zu singen.

„Genug, genug!“ rief Asmus und hieß das Kind schweigen. Dies Lied, von frischen Kinderlippen ahnungslos gesungen, hatte ihm einen furchtbaren Eindruck gemacht. Die Schule lag in der Hafengegend; unter ihrem Publikum gab es mancherlei Armut und Verwahrlosung, und unter den Schülern waren auch Kinder „anrüchiger“ Straßen.

### 37. Kapitel.

(Herr Drögemüller als Eintastierer des Schicksals.)

So groß sein Mitgefühl mit den Kindern der Enterbten und Verachteten war, so schien ihm doch seine Aufgabe um so schöner und lockender, je schwieriger sie war. Die wohlgepflegten Kinder reicher und „guter“ Familien erziehen, das war keine Kunst — so dachte er wenigstens damals; er sollte noch anders darüber denken lernen — aber hier galt es, Knoten zu lösen und Hindernisse zu überwinden. Und schon nach wenigen Tagen sollte ihn ein „Piesenerfolg“ in seinem Glauben an sein Werk bestärken. Am vierten oder fünften Tage seines Lehrtums kam Herr Drögemüller mit einer Liste in die Klasse und fragte: „Ist Heinrich Lohmann hier?“

Tatwohl, Heinrich Lohmann war da; es war derselbe, den am ersten Tage die Sehnsucht nach den Klößen seiner Mutter ergriffen hatte und der dies Gefühl in reinstem Plattdeutsch unverhohlen zum Ausdruck gebracht hatte. Er gehörte in eine Nachbarschule und war irrtümlich in Semper's Klasse gekommen.

„Du gehörst in eine andere Schule, mein Sohn,“ sagte Herr Drögemüller. „Paß' Deine Sachen und komm mit.“

„Nein,“ sagte Heinrich Lohmann munter, „ich will hier bleiben.“ Selbst Herr Drögemüller mußte lachen.

„Ja, mein Junge, das geht nicht,“ sagte er, „komm nur schnell.“

„Ich will aber lieber hier bleiben,“ wandte Lohmann mit schwächerem Widerstande ein.

„Na, nu' mach flink, Junge, mach flink!“ drängte der Hauptlehrer.

Lohmann packte widerstrebend seine Sachen und folgte Herrn Drögemüller; aber als er nun Sempern die Hand zum Abschied geben sollte, warf er alles, was er trug, auf den Boden, umklammerte Asmussens Bein und schrie: „Ich will hi Di bleiben! Ich will hi Di bleiben!“

Asmussen wurde es wunderbar ums Herz.

„Kann er denn nicht hier bleiben?“ fragte er den Hauptlehrer. „Vielleicht kann ja ein anderer —?“

„Nein, das geht nicht!“ versetzte Drögemüller kurz. „Er wohnt ja nicht in unserm Bezirk. — Jetzt komm, Junge, sonst — —“

Asmus klopfte dem Kleinen die Wangen und sagte: „Na, Heinrich, dann geh nur mit. Wenn die Schule aus ist, besuchst Du mich mal, was? Und ich besuch' Dich auch mal, ja?“

Da gab sich Heinrich Lohmann zufrieden, sammelte unter Tränen seine Bibliothek zusammen und schlich davon.

Asmus Semper war glücklich. Also schien ihm die Kraft gegeben zu sein, die Herzen der Kinder zu gewinnen, und darüber war er unfähig froh. Ueberhaupt lebte er wie in einem Nar'che. Diese tausendfältigen, rückhaltlosen Offenbarungen der Kindesseele überwältigten seine Beobachtungskraft; er wußte nicht, wie er diesen Reichtum in die

Scheuern bringen und verwerten sollte. Und viel zu früh schloß er den Kindern den Mund durch regelrechten Unterricht; seine Laten hinkten noch weit hinter seinen Ideen her. Er hätte noch länger die Eigenart jedes einzelnen Kindes hervorlocken sollen, wenn er den Wegen Pestalozzis folgen wollte; aber er fürchtete, die Kinder würden nicht lernen, was sie nach dem „Wesum der Klasse“ lernen sollten, wenn er nicht den stundenplanmäßigen Unterricht beginne. Herr Drögemüller hatte sich ohnedies schon bemerkbar gemacht. Alsasmus eines Tages einen Knaben ein Märchen erzählen ließ, war Herr Drögemüller, der es nicht für ein Gebot der Höflichkeit hielt, anzuklopfen, in die Klasse getreten, hatte durch seine blaue Brille auf den an der Wand hängenden Stundenplan geblickt und gesagt:

„Sie haben jetzt eigentlich Rechnen, nicht wahr?“

„Ja wohl,“ hatte Asmus gesagt.

„Um,“ hatte dann Herr Drögemüller gesagt, und war wieder hinausgegangen.

Ja, Asmus war glücklich; aber wie es das Schicksal gewöhnlich mit ihm gehalten hatte, so tat es auch diesmal; von dem vollen, hundertprozentigen Glück, das es ihm gegeben, zog es neunzig Prozent Wucherzinsen ab, und der Exekutor, der die neunzig Prozent einkassierte, war diesmal Herr Drögemüller.

(Fortsetzung folgt.)

## Sezession 1908.

Von Ernst Schur.

III.

### Die Jungen.

Die Werke der Jugend geben der Ausstellung diesmal das Gepräge. Das spricht sich darin aus, daß der Laie des öfteren sich über gewisse Extravaganzen, die ihn beleidigen, entrüstet. Doch wozu diese Entrüstung? Jeder Anfang setzt mit einer Uebertreibung ein.

Die allgemeine Note dieser Jugend ist: das Hinstreben zum Dekorativen. Die einen haben sich Cozannes und van Goghs breite, kräftige Manier auserkoren; andere wählen Munch, der den Eindruck so lapidar hinschreibt; die ruhige Farbenschönheit eines Manet verfährt andere. Mancher mag in all dem eine Impotenz erblicken und eine Ausländerei. Er wird das alles abtun mit dem Wort: Plakatstil. Damit ist aber kein Urteil gegeben. Gewiß, das ist ja gerade das Kennzeichen der neuen Generation, daß sie wegstrebt von dem bloß naturalistischen Abbild der Natur und hinstrebt zu einem markanter geprägten Bilde. Es spricht sich darin ein neues Form- und Kompositionsgesühl aus und wo das sich meldet, bleibe es auch noch in Versuchen und Anfängen steden, sind wir auf der richtigen Bahn. Die Jungen schießen vielleicht in dieser Beziehung über das Ziel hinaus und vergehentlichen für das einfache Gefühl die Natur. Der Einsichtige steht aber darin gerade das Künstlerische. Es ist vielleicht ein Extrem noch, wie das allzu genaue, tiftelige Nachgehen des Naturalismus ein Extrem war. Jedenfalls aber bedeutet es eine neue Etappe und die Zukunft wird zwischen diesen beiden Extremen vermitteln und die Ausjöhnung bringen. Die Weiß, Hofer, Freyhold, die Drlik, Hettner, Hermann, Baum, Brodhußen, Bedmann sind doch nicht nur alberne Trottel, die ihre Impotenz verdecken unter einer Großmannspose. Wenn jetzt die alt gewordenen Kritiker, die einst die Liebermann, Korinth usw. hochgebracht haben, vor diesem Nachwuchs Angst bekommen, so ist das ihr ganz persönliches Gefühl. Und ihr Fehler war vielleicht, daß sie diese Vorgänger zu einseitig lobten. Sie haben nun, da sie alt werden, Angst vor den Geistern, die sie beschworen. Entwicklung ist aber Entwicklung, und der wirklich kritisch Betrachtende wird weder in den einseitigen Enthusiasmus noch in den einseitigen Entsetzensausbruch verfallen, sondern versuchen, den Gang der Zeit zu begreifen. Uebertreibungen schleifen sich von selbst ab.

Wie konsequent diese Entwicklung vor sich geht, das erweist man, wenn man sich klar macht, daß diese Tendenz genau übereinstimmt mit dem Hinstreben unserer Zeit zum Kunstgewerbe, zum Dekorativen in Architektur, Malerei und Graphik. Ein Wille, herauszukommen aus der bloßen Wilderemalerei. Das Raumgefühl siedt dieser Generation schon im Blut. Sie wollen in diesem neuen Geist schaffen. Eine Disziplinierung des Talentes spürt man bei ihnen. Sie alle sehen im Geiste Räume, für die sie schaffen, Bauwerke, denen ihre Schöpfungen sich einfügen. Ein Formgefühl, das im Material denkt, ein Sichbeugen unter Gesetze der Komposition, des Stils, der Einheit.

Gewiß bedeutet das ein Steigen zu höheren Zielen. Wenn auch noch keine vollgültigen Werke da sind. Man macht diesen Talenten oft den Vorwurf, der Intellekt herrsche bei diesen Künstlern vor. Ist das ein Nachteil? Kann der Künstler ihn nicht

gerade brauchen? Und muß der Künstler der Zukunft ihn nicht notwendig besitzen? Er ist tätiger im Leben, er wird mit den Dingen des Lebens resoluter fertig. Wenn eine leidige Kritikkucht, die das Alte bevorzugt, das einmal modern war, diesen Mangel anführt, so wird ihn keiner leugnen. Aber jede Zeit entwickelt sich aus scheinbaren Mängeln zu einem Neuen, und dies wird dann realisiert werden, wenn das Temperament, das Gefühl, die Ursprünglichkeit wieder einsetzt, so daß die gegenwärtige Epoche als Uebergang erscheint.

Als typische Gruppe können für die Gegenwart drei Künstler bezeichnet werden: Weiß, Hofer, Freyhold. Alle drei stimmen im Grunde überein und entnehmen sich gegenseitig ihre Anregungen. Das Stilleben von Freyhold, das so bewußt die Farbenschönheit betont (Nr. 62), wird man für einen Weiß ansprechen können. Bei den Alten von Weiß spürt man die Anlehnung an Hofer.

Hofer (Nr. 17-79) hat eine große Anschauung. Das Wandbild des großen Stils ist sein Ziel. Seine Frauen, selbst sein Porträt haben jenes Absehen vom Inhalt, jenes Hinstreben zur Form. In der Art, wie er die Farben abtönte, ist er ganz eigen; matt, so daß die Erscheinung als Masse heraustritt. Jedes Detail, jedes zu markante Charakterisieren geht unter.

Diese Eigenart besitzt Weiß nicht. Er ist betriebsamer, rühriger. Man merkt all seinen Bildern an, daß er von der Graphik kommt. Wenn er auch seine Grenzen sehr energisch und intelligent zu erweitern bestrebt ist, es gelingt ihm nicht, mit seinem Temperament nachzukommen. Unter seinen Stilleben gefällt am besten das mit den Drangen (Nr. 268). Die Hyazinthen sind etwas zu roh und erinnern an Rache. Und die Äpfel wirken mit dem Hintergrund künstlich. Neu sind seine Alte, in denen er auf Hofers Spuren wandelt, ohne dessen Größe zu erreichen. Das Gesteht wird nicht überwunden. Wären diese drei Alte (Nr. 264) zugleich gesehen, sie hätten verschiedene Töne haben müssen. Und bei dem anderen, auf dem Sofa sitzenden Akt (der aussieht, als rodelte er) ist bezeichnenderweise der Stoff das Beste. (Das gleiche ist der Fall bei einem anderen, ebenfalls von der Graphik herkommenden Künstler, Emil Drlik, dessen liegender weiblicher Akt (Nr. 194) etwas Porzellanernes und heinabe Süßliches hat; aber auch hier ist in Stoff, dessen Farben gar nicht zu viel sichtbar werden, etwas Schönes geboten.)

Während die genannten Künstler aus einer neuen Farbenanschauung heraus zum Dekorativen streben, versuchen andere dasselbe Ziel mit anderen Mitteln zu erreichen, die älterer Art sind. So läßt sich auch von Ludwig von Hofmanns Farbenwelt anregen und zugleich, indem er die Farben mehr ins Graue abtönt, von Pabis de Chavanne. In den Stellungen und Gebärden spürt man die Erinnerung an Marées (Nr. 253-255). Zettner verwertet den Pointillismus zu dekorativer Wirkung, ohne daß es ihm gelingt, restlos zu einem Ausdruck zu gelangen. Die Gebärde der schreitenden Jünglinge erinnert an Hodler.

Eine ganz andere Art hat Otto Sohn-Rethel. Es ist ganz genau und scharf im Detail. Aber dennoch offenbart seine Studie eines „Schlafenden“ (Nr. 222) eine formale Größe der Anschauung, die selten ist. Man kann dieses Bild lange anschauen. Es ist durchgedacht und in jedem Zug künstlerisch durchgeföhlt. Und auch die Farben, grün, gelb, blau, stimmen in ihrer matten Tönung sehr überein.

Die kleinen Bildchen von Dziales sind interessant, weil sie zeigen, wie aus realen Vorgängen (Straßenszene, Partidahl) durch eine eigenartige Betonung der Farben und Abtönung eine Farbenharmonie gewonnen werden kann, die an die Schönheit alter Glasfenster erinnert (Nr. 55/56).

Neben diesen modernen Versuchen, eine dekorative Schönheit aus der Technik heraus zu erobern, wirken ähnliche Arbeiten älterer Künstler, wie Stud und Strathmann, altmodisch und maniert.

Stucks Salome (Nr. 230) ist eine von seinen besseren Arbeiten. Von dem vom Mondlicht eigentümlich hellgelbgrünlichen Grund hebt sich der nackte weibliche Körper felsam ab, und das Geschmeide gibt mit seinem eigentümlich leuchtenden Grün, das Haar mit dem Schmuck in Rot eine eigenartige Erscheinung. — Viel Liebe verwendet Strathmann (Nr. 228) wie immer, auf ein altes Motiv: Die Anbetung der heiligen drei Könige. Alles ist dekorativ behandelt, doch im Innersten kleinlich. Etwas Sonderlingsartiges tritt in dieser Manier hervor. Eine weite Landschaft; in einer Ede Maria, umgeben von gelben Koen. Die Gesichter der Könige markante Typen; ihre Gewänder eine Phantasie in prunkenden Farben. Das Ganze hat unlegbar, trotz des Kleinlichen, eine gewisse Größe. Aber es ist zu sehr als Zeichnung behandelt. In einem geeigneten Raum jedoch würde es wohl wirken. Phantasie und Können steden in dem Werk.

Könnte man demnach die obengenannte Gruppe der Jungen als die Kunstgewerblichen ansprechen, so schließen sich andere als die Malerischen zusammen. Sie haben nicht dieses Formgefühl. Sie sind die Ausläufer der älteren Bestrebungen. Sie wollen von der Natur fort, und ihre Bilder haben auch die dekorative Note. Sie haben sie aber nur, indem sie die alte malerische Art übertreiben, nicht aus Intellekt, nicht aus neuem Kompositionsgesühl, sondern höchstens, weil sie das Natur Vorbild so vergehentlichen, daß man nichts mehr erkennt und so sich dem Reiz der Farben wie einer besonderen Erscheinung überläßt, die daneben nichts mehr bedeuten will. Der Impressionismus zeigt seine Grenze, und indem er doch erweitert werden soll, bekommt

das Technische etwas Gewalttames, dem aber doch ein neuer Instinkt innewohnt. Als Künstler dieser Richtung schließen sich zusammen: Hermann und Baum, die beide die printillistische Technik, der eine auf Stilleben, der andere auf die Landschaft anwenden (ihre Bilder hängen im rechten, vorderen Ecksaal nebeneinander). Brodhusen läßt sich von Müllers und von Gogh anregen und zerlegt den Natureindruck, um die Fische des unmittelbaren Eindruckes zu erzielen. Die Farben sind noch zu bunt, ein schmerzliches Grün herrscht zu sehr vor.

Dem Maler alten Stils nähert sich am meisten Bedmann an, dessen große „Schlacht“ im Mittelsaal die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Daneben hängen noch zwei andere Bilder; eine Familiengruppe, eine Komposition von Allen auf blauem Grund. Er hat etwas Aufgeregtes, doch versteht er sich nicht künstlerisch von dieser Wildheit zu befreien. Ansätze zu eigenem Wollen sind bemerkbar. Man merkt das in dem Familienbild, das aus einem plötzlichen Moment den beherrschenden Eindruck entnimmt und diesen festhält. Das Ganze hat dadurch etwas Sinnloses, als seien Bewegungen urplötzlich innegehalten und fixiert worden. Und doch ist wiederum etwas Zwingendes darin. Bedmann tut das not, was seine Mitstreibenden zu viel haben sollen: Disziplin, Kritik, Bewußtsein. So taumelt er noch zwischen der Natur und dem Eigengewollten hin und her. Wer Ruhe und malerische Schönheit sucht, der halte sich an Waldemar Rössler, der eine neue Entdeckung ist. In seinen Bildern (Nr. 208—211, im rechten, vorderen Ecksaal) lebt ein weiches Gefühl für den stillen Reiz der Farben. Die Natur gibt er. Er verweigert sich nicht. Er strebt nicht zum Stil. Die fein und weich ist das Grün abgestimmt in der großen „Landschaft im Mai“. Wie zart ist das Kleid der rückwärts sitzenden Gitarrespielerin empfunden. Und das Stilleben ist im Gegensatz zu der modernen Art ganz unaufdringlich. Aber die Nuancen, so unbetont sie sind, offenbaren gerade darin den eigentlichen Reiz der dargestellten Feldblumen. Wenn man all diese Versuche überfliehet, merkt man wohl, daß diesem Gebahren, das Vorurteilsvolle sinnlos und gewollt schelten, ein Treibendes, Gemeinsames zugrunde liegt. Einmal wird die Technik zu neuem Ausdruck gezwungen, dann auch das Motiv, die Natur in eine Komposition zu bringen gesucht. Der deutschen Kunst ist damit eine neue Möglichkeit geschaffen. Im Zusammenhang damit steht, daß Italien wieder für die junge Künstlerchaft neue Bedeutung gewinnt, das bis dahin die Kunst der Form und Komposition ihm eigen nannte. Nun aber in anderem Sinne vorbildlich. Nicht in dem alten, inhaltlichen Sinne, sondern in der formalen Bedeutung, im Hinblick auf die Befreiung vom Gegenständlichen, Kleinen. Und es ist nicht zu leugnen, daß mit diesen neuen Versuchen die deutsche Kunst anknüpft an alte Tendenzen, die nur auf ein neues, moderneres Niveau gebracht werden.

Als bezeichnend sei noch angemerkt, daß diese Künstler im Gegensatz zu dem Nachwuchs, der dem Beispiel der älteren Künstler folgt, die üblichen Stoffgebiete verlassen. Porträt und Landschaft wird man wenig bei ihnen finden. Dagegen das Figurenbild, den Akt, das Stilleben. Und da sie das Große noch nicht zwingend beherrschen, macht man die Bemerkung, daß, wie es namentlich bei Weiß hervortritt, das ganze Schaffen, betätigt es sich auch auf verschiedenen Gebieten, etwas Stillebenartiges, Gestelltes bekommt.

In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, daß es nicht richtig erscheint, daß die Sezession zwei Gebiete ignoriert, die gerade mit Tendenzen der Jüngeren sich berühren: der modernen Graphik mit ihren realen, neuen Versuchen und das moderne Kunstgewerbe. Gerade wenn man die Arbeiten der Jüngeren betrachtet, vermißt man diese Ergänzung. Es war verständlich, daß die Älteren sich dem verschlossen, da es ein Arbeitsfeld darstellte, das ihnen fremd war. Nun bedauert man, daß die große Ausstellung ihnen dies Gebiet vorweggenommen hat. Es wird dadurch eine Spaltung der Kräfte herbeigeführt, die nicht vorteilhaft ist. Und auf die Dauer — gerade wenn der Nachwuchs immer energischer vorrückt — wird dieser Zustand nicht aufrechtzuerhalten sein.

(Nachdruck verboten.)

## Medizinische Rundschau.

Von Dr. Georg Zehden.

Als die sicherste Methode, sich von dem schändlichen Diesseits in ein besseres Jenseits zu befördern, galt immer ein wohlgetroffener Stich ins Herz. Die Dichter aller Zeiten ließen ihre Helden in der Tragödie auf diese Weise enden; aber heutzutage kann man sich selbst auf diese scheinbar sichere Todesart nicht verlassen. Denn wenn solch ein Selbstmordlandibad unseren modernen Chirurgen in die Hände fällt, so kann er mit einiger Sicherheit darauf rechnen: er wird wieder gesund und alle seine Mühe war umsonst.

Die Zeiten, in denen eine Herzwunde als eine absolut tödliche anzusehen war, sind nämlich endgültig vorüber. Es ist allerdings erst 12 Jahre her, daß der Frankfurter Chirurg Rehn der staunenden Arztemwelt einen Mann vorführen konnte, der bei einem Streit eine blutende, Hassende Herztischwunde erhalten hatte und den er durch Herznaht wieder geheilt hatte. Damals erschien es fast ungläublich, daß das Herz jedesmal in dem Augenblick, wenn eine Naht geknüpft wurde, still zu stehen schien.

Seitdem ist die Behandlung von Herzverletzungen ein dankbares Gebiet der Chirurgie geworden. Wenn diese Operation auch

jezt noch nicht zu den alltäglichen und leichtesten gehört, so weiß man doch schon von über 130 Fällen, von denen fast die Hälfte glücklich verlaufen sind. Die Erfahrung hat sogar gezeigt, daß das Herz des Menschen viel mehr aushält, als man früher anzunehmen geneigt war. Und es ist niemals beobachtet worden, daß durch die Operation selbst das Herz zum Stillstand gebracht worden ist.

Die erfolgreichen chirurgischen Eingriffe am Herzen haben für einen uralten Erfahrungssatz die Bestätigung gebracht. Schon von den Schriftstellern des Altertums wird davor gewarnt, den Dolch oder das Messer, mit dem der Streich ausgeführt worden ist, ohne weiteres aus dem Herzen herauszuziehen. Denn erst durch die Entfernung des Instruments wird die Herzwunde eine offene, aus der dann die heftige, zum Tode führende Blutung erfolgt. Oder das Blut sammelt sich dann in der Höhle des Beutels, der das Herz allseitig umgibt, an, und durch den immer stärker werdenden Druck des gerinnenden Blutes wird das Herz zusammengedrückt und am Schlagen gehindert. Ist also eine Schuß- oder Stichverletzung in das Herz festgestellt worden, so wird heute in allen Fällen das Herz freigelegt und die Verletzung mit Nadel und Faden vernäht. Ja, man darf es sogar wagen, das Herz selbst — natürlich nur für kurze Zeit — blutleer zu machen, d. h. die zu- und abführenden Gefäße für einige Sekunden mit dem Finger zusammenzudrücken, um innerhalb dieser Momente die Wunde durch die Naht zu schließen und somit Blut zu sparen.

Ebenso wie die Kunst des Chirurgen vor dem Herzen nicht Halt gemacht hat, ebensowenig vor einem anderen Organ, das gleichfalls vor noch nicht langer Zeit als ein Nüchternnichtiges galt, vor der Schilddrüse. Dies ist jener drüsenartige Körper, der auf beiden Seiten von Kehlkopf und Luftröhre gelegen ist. Seine Funktion war bis vor kurzem völlig rätselhaft. Und erst ganz allmählich dringen wir in seine geheimnisvolle Tätigkeit immer mehr ein. Die Chirurgen hatten zuerst Veranlassung, sich mit der Schilddrüse zu beschäftigen, wenn infolge einer starken Wucherung der Drüse, also eines Kropfes, die Atmung eines Kranken zu erschweren wurde, daß man an ihre Entfernung gehen mußte. Das stellte sich besonders oft als notwendig heraus bei jener Summe von Erscheinungen, die man als Basedowische Krankheit bezeichnet hat. Bei diesem nicht seltenen Leiden besteht außer einer starken Vergrößerung der Schilddrüse eine außerordentliche Beschleunigung der Herzstätigkeit, die sich in starkem Herzklappen äußert und Atembeschwerden; die Augen treten aus den Höhlen hervor, im Urin kann man manchmal Eiweiß und Zucker nachweisen. Alle diese Zeichen deuten auf eine bedenkliche Veränderung im Blutdruck und in der Blutversorgung hin.

Im Anfang schnitt man die Schilddrüse einfach ganz heraus. Aber statt der erwarteten Heilung entstand eine andere schwere Erkrankung, die man sonst schon bei solchen Individuen beobachtet hatte, denen die Schilddrüse von der Geburt an gefehlt hatte. Es trat eine vollkommene Degeneration der körperlichen und geistigen Funktionen auf. Das Gesicht wurde wachsbleich, gedunsen und bekam einen idiotischen Ausdruck, der ganze Körper schwellte durch Anhäufung von Schleimstoffen an (daher der Name Myxödem, Schleimanschwellung). Handelte es sich um jugendliche Individuen, so blieben sie in ihrem Wachstum zurück. Die Fortpflanzungsfähigkeit ging verloren, bei Frauen hörte die monatliche Blutung und die Milchabsonderung nach der Entbindung auf.

Um daher diesen Gefahren vorzubeugen, hat man darauf verzichtet, das Organ im ganzen herauszunehmen; es wird daher bei Kropfoperationen stets ein möglichst gesundes Stück der Schilddrüse zurückgelassen. Damit bleibt ihre Funktion, wenn auch in geringerem Umfange, erhalten. Sie sondert nämlich einen Saft ab, der auf die chemische Zusammensetzung des Blutes und auf die Regulierung des Blutumlaufs von unentbehrlichem Einfluß ist. Diese Operation, die an die Technik und Sicherheit des Operateurs sehr hohe Anforderungen stellt, ist in den letzten Jahren außerordentlich verfeinert und ausgebildet worden, und eine ganze Reihe von Kranken verdankt ihr ihre Wiedergenesung.

Trotz aller bewundernswerten Fortschritte aber werden der Chirurgie gewisse Grenzen gesteckt bleiben, die sie nie überschreiten kann; besonders wenn es sich um Verluste von Organen oder Organstücken handelt, oder wenn durch irgend ein Unglück größere Partien des Körpers zerstört worden sind. Dann versagt auch die Hand des geschicktesten Chirurgen. In solchen Fällen muß man eben auf andere Weise für den Kranken sorgen. Man nimmt dann zu künstlichen Ersatzstücken seine Zuflucht, die man für die verschiedensten in Verlust geratenen Teile des Körpers heutzutage in raffinierter Vollendung anzufertigen weiß und denen man durch geschickte mechanische Anordnung sogar gewisse Funktionen zu verleihen vermag. Es werden z. B. sehr gut bewegliche künstliche Arme und Beine hergestellt. Und solche „Prothesen“ gibt es nicht nur für die Bewegungsorgane.

Ein besonderes Kunstwerk war es, das vor kurzem ein französischer Arzt in der Akademie für Medizin demonstrierte. Man sah einen Mann, dessen Gesicht auf einige Entfernung hin keine auffallenden Veränderungen aufwies. Der Patient konnte sprechen und auch seine Nahrung scheinbar ohne Beschwerden kauen. In Wahrheit war ihm der ganze untere Teil des Gesichtes — das Kinn, Ober- und Unterkiefer mit den Zähnen, die Lippen und die Nase — durch einen Schrotschuß zerschmettert, und der Defekt war durch einen außerordentlich kunstvollen Mechanismus, der aus vier verschiedenen Teilen bestand, ersetzt worden. Abends nimmt er sich die

## Kleines feuilleton.

einzelnen Stücke selbst ab und reinigt sie mit Wasser und Seife. Und wenn er jetzt morgens das etwas umständliche, aber unentbehrliche Toilettestück wohlgenut anlegt, so mag ihn wohl das Bewußtsein erheben, daß er vielleicht der einzige Mensch ist, der sich selbst in den Mund schauen kann, ohne gleichzeitig in den Spiegel zu blicken.

Solche Verunstaltungen, wenn auch meist geringeren Umfanges, die aber gleichfalls zu erheblichen Entstellungen des Gesichts führen können, beobachtet man nicht selten nach schlecht verheilten Syphilitis. Das Auftreten dieser „Spätformen“ hat vor allem darin seine Ursache, daß man bisher keinen sicheren Maßstab dafür hatte, ob die Syphilis geheilt sei oder nicht. Denn wenn wir in dem Quecksilber offenbar ein sicheres Heilmittel besitzen, so ist es doch sehr schwer, zu sagen, ob schon nach einer Kur eine definitive Heilung eingetreten ist oder ob nur die Erscheinungen geschwunden sind, während die Krankheit selbst noch im Körper verborgen ist und bei irgend einer Gelegenheit wieder zum Ausbruch kommt. Umgekehrt ist es aber auch im allerersten Stadium der Syphilis sehr schwer zu entscheiden, ob es sich wirklich um eine syphilitische Ansteckung handelt oder nur um ein ungefährliches Geschwür oder eine Verletzung, die etwa eine äußere Ähnlichkeit besitzt. So passiert es nicht selten Ärzten und Hebammen, daß sie sich an einem syphilitischen Kranken eine Infektion holen, ohne davon eine Ahnung zu haben. Sie glauben, es handelt sich um ein Furunkel, um einen Ausschlag. Das Anfangsgeschwür der Syphilis verheilt ja nun sehr schnell und erst nach mehreren Wochen treten die Allgemeinerscheinungen auf, die davon zeugen, daß das Gift den ganzen Körper befeuchtet hat.

Bei allen diesen Fällen bedeutet nun die neue Wassermannsche Serumdiagnose einen wichtigen Fortschritt unserer ärztlichen Kenntnisse. Es ist dem berühmten Berliner Forscher gelungen, durch eine neue, wenn auch komplizierte, so doch sichere Methode jene Antikörper nachzuweisen, die sich im Blutserum eines Syphilitischen unter Einfluß des Syphiliserregers bilden, als eine Schutz- und Abwehrmaßregel des Körpers gegen das eindringliche Gift. Durch diese Untersuchung hat man die Möglichkeit gewonnen, die Syphilis in jedem Stadium nachzuweisen. Man vermag sowohl rechtzeitig und ausgiebig für die Bekämpfung des Leidens zu sorgen, als auch unglückliche Übertragungen, wie sie z. B. durch Heirat noch nicht völlig geheilter Syphilitischer oft genug stattgefunden haben, zu verhüten. — Ähnliche Versuche werden auch für die Erkennung der Tuberkulose in weitem Umfange angestellt. Jedoch sind hier die Resultate noch nicht als endgültige zu bezeichnen.

Ebenso wenig erfolgreich war bisher das Bestreben, ein Heilmittel gegen die Schwindsucht zu finden. Und es wird wohl noch einige Zeit vergehen, ehe das immer wieder angefündigte Tuberkuloseheilmittel endgültig entdeckt sein wird. Vorläufig verheißt kaum ein Jahr, in dem nicht mehrere unfehlbare Mittel und Methoden angepriesen werden. Neuerdings erregte eine von René Quinton angegebene Behandlungsweise ziemliches Aufsehen. Er behauptete nämlich, daß man Tuberkulose durch Meerwasser heilen könnte. Er ging von dem Gedanken aus, daß das Meerwasser das erhaltende Element für die einfachste Form des tierischen und pflanzlichen Lebens sei, und daß in allen lebenden Geschöpfen Säfte vorhanden seien, die ganz ähnlich wie verdünntes Meerwasser zusammengesetzt sind. So konnte er Tiere, die dem Verblutungsstode nahe waren, dadurch retten, daß er ihnen verdünntes Meerwasser in die Adern spritzte; und zwar wurden die Tiere viel eher wiederhergestellt, als wenn sie, wie bisher, mit gewöhnlichen Kochsalzlösungen behandelt worden wären. Weiter ergab sich, daß Einspritzungen von abgekochtem, verdünntem Meerwasser auch bei Menschen außerordentlich günstig wirkten: der Appetit wurde reger, die Kräfte hoben sich, das Aussehen wurde frischer und speziell tuberkulöse und skrophulöse Kinder wiesen eine bedeutende Verbesserung ihres Allgemeinbefindens auf. Auf Quintons Veranlassung wird zurzeit in Paris in mehreren Polikliniken die „Meerwasserbehandlung“ kostenfrei eingeführt.

Wir müssen abwarten, ob diese Wasserheilungsmethode das halten wird, was ihr Entdecker von ihr verspricht. Jedenfalls ist ja schon das Seeklima ein wichtiger Heilfaktor für die Tuberkulose und andere Schwächestände. Zumal für alle diejenigen, deren Konstitution von Geburt an wenig widerstandsfähig ist, die an Skrophulose leiden und insolge dessen leicht an echter Tuberkulose erkranken, ist der Aufenthalt am Meer oft von überraschendem Nutzen. Allerdings müssen solche Patienten recht lange dem wohlthätigen Einfluß des Seeklimas ausgesetzt werden. Man ist deshalb jetzt vielfach dazu übergegangen, bedrohte Kinder auf Jahre hinaus bis zu ihrer vollständigen Heilung in Heilstätten am Meere aufzuziehen. Und eine beträchtliche Zahl kleiner Waisen hat hier dauernde und feste Gesundheit gewonnen. Darum sollten auch alle diejenigen Vereinigungen, die unsere bleichen und skrophulösen Großstadtkinder an das heilbringende Meer, wenn auch nur während der Ferien, bringen, ausgiebigst unterstützt werden. Je länger und je öfter solche armen Kinder hinauskommen, um so mehr wird man ihnen zu ihrer Befundung an Leib und Seele verhelfen! —

Ein Meisterwerk der Kleinschrift. Vor der mikroskopischen Gesellschaft in London wurden in der letzten Sitzung Gegenstände vorgezeigt, die zwar nicht von besonderem wissenschaftlichen Inhalt waren, aber die Aufmerksamkeit der anwesenden Gelehrten doch in hohem Maße in Anspruch nahmen. Es handelte sich um die Leistungen einer von Webb erfundenen Schreibmaschine für mikroskopische Schrift. Was diese Maschine zuwege gebracht hat, grenzt wirklich ans Unglaubliche. Der stärkste Beleg dafür war eine Wiederabgabe des Vaterunser, das mit 227 Buchstaben auf einem Raum von einem 237tausendstel eines englischen Quadratzolls untergebracht worden war. Zur Übertragung in das metrische Maß sei gesagt, daß ein Quadratzoll gleich  $6\frac{1}{4}$  Quadratzentimetern ist. Noch deutlicher wird die Kleinheit des von der Schrift eingenommenen Raumes werden, wenn man bedenkt, daß dieser danach ein Rechteck war, dessen eine Seite nur den 178., der andere den 212. Teil eines Zentimeters einnahm. Auf einem Quadratzoll würden mit dieser Schrift gegen 64 Millionen Buchstaben unterzubringen sein, was etwa den Umfang von 16 vollständigen Bibeln gleichkommen würde. Selbstverständlich ist eine solche Schrift, die mit einer Diamantspitze hergestellt wird, nur noch unter einem Mikroskop lesbar, und zwar ist zu ihrer Entzifferung ein ziemlich kräftiges Objektiv von  $\frac{1}{2}$  Zoll notwendig. Der Erfinder der fonderbaren Schreibmaschine, die diese ungeheuren Kunststücke zuwege gebracht hat, ist übrigens bereits verstorben und scheint sein Geheimnis mit ins Grab genommen zu haben, wenigstens wurde auf eine Anfrage des Vorsitzenden der Mikroskopischen Gesellschaft mitgeteilt, daß Webb seine Maschine kurz vor seinem Tode zerbrochen hätte. Man muß wohl auch sagen, daß die Welt durch diesen Verlust keinen allzu großen Schaden erlitten hat.

### Archäologisches.

Neue Ausgrabungen in Afrika. In den letzten zwei Jahren ist in verschiedenen Teilen Afrikas eine größere Zahl von englischen und amerikanischen Gelehrten mit Ausgrabungen beschäftigt gewesen, die außerordentliche Ergebnisse für die Aufklärung der frühen Geschichte des schwarzen Erdteils gebracht haben. Seit dem Frühjahr 1906 ist in dieser Weise Prof. Garstang von der Universität in Liverpool in Nubien tätig gewesen, und zwar in dem Gebiet zwischen dem ersten und zweiten Nilkatarakt oder zwischen Assuan und Wadihalsa. Die ausgegrabenen Gegenstände haben neue Beweise dafür geliefert, daß in dieser Gegend zur Zeit des Altertums eine eingeborene Bevölkerung von hoher und selbständiger Zivilisation bestand, die ihre Blütezeit im ersten Jahrhundert vor Christi erreichte, als Aegypten zu einer römischen Provinz wurde. Noch größeres Aufsehen werden die Ausgrabungen erregen, die von den Amerikanern Prof. Dredstedt und dem Archäologen Mac Iver ausgeführt worden sind. Namentlich Mac Iver hat eine Reihe großartiger Entdeckungen zu verzeichnen, die einen Zeitraum von zwei Jahrtausenden umfassen. In der Nähe von Amada gelang es ihm, eine altägyptische Stadt bloßzulegen, die aus der Saite-Zeit um das Jahr 800 vor Christi zu stammen scheint. Die meisten Funde gehören jedoch den frühen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung an und umfassen ganze Totenstädte, Tempel und Paläste, merkwürdige Skulpturen, Inschriften in der noch nicht entzifferten meroitischen Schriftart, Glasarbeiten und Töpfereien, die zahlreiche Verzierungen in ganz neuen Mustern aufweisen.

### Aus der Pflanzenwelt.

Friß Reuters „flitige Life“ ist eine jener Zimmerpflanzen, die von Zeit zu Zeit der Empfehlung bedürfen, damit sie nicht in Vergessenheit geraten. Den Weinamen „flitige“ (fleißige) trägt die Pflanze nicht umsonst, denn sie blüht ununterbrochen das ganze Jahr hindurch. Sie gedeiht im Zimmer ebenso leicht wie Fuchsien und Geranien, und weil ihre lebhaft rosa gefärbten Blumen, die kleinen einfachen Stodrosen gleichen, oft zu Hunderten den Busch bedecken, so sollte die Blumenliebhaberin sich dieser Pflanze mehr annehmen. Die Pflanze, sie heißt auch die immer blühende Zimmer- oder Baummalbe (*Malva capensis*), kann das ganze Jahr über im Zimmer bleiben, sie kann aber auch über Sommer in den Garten kommen. Auch hier wächst sie, wenn sie auch ausgepflanzt wird, äußerst üppig und blüht fleißig. Kalte Witterung und Regen tun ihr keinen Schaden. Im Herbst wird die Pflanze wieder ins Zimmer geholt. Ueber Winter muß die Pflanze in einem ungeheizten, aber frostfreien Zimmer stehen. Keineswegs soll die Temperatur um diese Zeit + 10 Grad Reaumur übersteigen, denn große Wärme kann die Pflanze nicht vertragen.

Die Hauptblütezeit fällt in die Monate Mai bis Juli. Die einzelnen Blumen halten sich 14 Tage bis drei Wochen, sie haben etwa 2—3 Zentimeter im Durchmesser.

Die Vermehrung kann die Blumenliebhaberin selbst vornehmen. Sie verfährt dabei gerade so wie mit den Fuchsien. Die Stecklinge wachsen leicht und rasch. Später ist häufiges Stutzen anzuraten, um recht buschige Pflanzen zu erhalten. Man kann die Pflanze in Buschform, wie auch als Pyramide und als Kronenbaum großziehen.